

Stefano Levi Della Torre

Gott

Aus dem Italienischen übersetzt von
Christoph Miething



Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

Einführung	9
Das Nichts	18
Das Staunen	27
Die Sünde	32
Zustandsänderungen	43
Kreuzungen	53
»Ich werde der sein, der ich sein werde«	63
Kausalität	68
Inkarnation	75
Das Unbestimmte	80
Gottes Rücken	84
Von den Antworten zu den Fragen	92
Erklären und feststellen	98
Distanz und Pathos	105
Glauben	113
Sprache	125

Tautologie	131
Wie im Himmel so auf Erden	134
Der Gott, den wir kennen	143
Vorsehung	147
Das Gute und das Böse	151
Alles Lebende	161
Wissen ist Übersetzung	168
Erlösung	172
Plan	178
Prozesse	185
Vorläufiges Fazit	192

Für Vicky Franzinetti

Einführung

*»Mir erscheint es als große Torheit,
die Natur Gottes, welche es auch sei, ergründen
zu wollen, wenn nicht einmal die menschlichen
Dinge genau erkennbar sind.«*
Prokopios von Caesarea

Die Gottesidee hat die Geschichte, die menschlichen Denkweisen und Empfindungen gewaltig beeinflusst. Um sie kreisten nicht nur die Religionen, sondern auch die Formen, die Gesellschaft und Politik, Philosophien, Künste und Literaturen durch die Jahrtausende hindurch an völlig unterschiedlichen Orten angenommen haben. In vielen Variationen erreicht sie uns, dringt bis heute zu uns, und ihr hartnäckiges Fortbestehen ist der Beweis ihrer Notwendigkeit, mehr noch als ihrer Wahrheit. Die Gründe und Eigenarten dieses Sachverhalts will ich erkunden. Es sind weniger die Inhalte als die mentalen Strukturen, die sich durch alle Epochen dem Wandel widersetzt haben, weshalb man in Anbetracht des Wesens und des langen Überdauerns der Idee die Voraussetzungen des Denkens selbst befragen muss: Die Gottes-

idee als solche gehört zu jenen Grundvoraussetzungen des Denkens, und sowohl Glaube als auch Glaubensverneinung bezeugen die fundamentalen Strukturen des Denkens und der Einbildungskraft.

In meinen Überlegungen beschränke ich mich auf die biblischen Religionen des Judentums und des Christentums ebenso wie auf die Wissenschaften und den kritischen Geist der westlichen Welt. Mein Vorgehen ist nicht systematisch, sondern in Themenfolgen gegliedert.

In einem gewissen Sinn ist die Gottesidee »kopernikanisch«: Das menschliche Dasein und die Welt stehen nicht im Mittelpunkt, sondern sind vielmehr dezentriert und kreisen um eine andere Größe, nämlich Gott.

Was ist der Mensch, dass Du seiner gedenkst?
(Ps 8,5)

Gleichwohl hat die Religion sich der kopernikanischen Idee widersetzt. Vielleicht wollte sie sagen, dass sie selbst, als Hüterin Gottes, im Mittelpunkt stehe und in Erwartung Seiner Ankunft guten Glaubens seinen Thron bewahre. Damals mochte manches Genie – Leonardo da Vinci, Galilei – zu der Überzeugung gelangen, dass »das Buch der Natur« maßgeblicher sei als die Bibel, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil doch die Bibel selbst sagte, dass die Natur und das Universum das unmittelbare Werk

Gottes seien. Aber die Religion war dieser Einstellung gegenüber umso misstrauischer, als sie sich in vollster Überzeugung als Sachwalterin der Bibel verstand und nicht der Natur. Das zeigt uns, dass Glaube und Überzeugung nicht unbedingt zuverlässige Tugenden sind. Wenn er sich in etwas verbeißt, erweist sich der fromme Glaube als Rechtfertigung uneingestandener Interessen und untergräbt, ohne dass es ihm bewusst wird, den Sinn der von ihm verkündeten Lehrmeinungen.

Von der Malerei, die eines meiner Arbeitsfelder ist, habe ich gelernt, dass das Ganze wichtiger ist als seine Teile. Man kann sich bei der Darstellung einer Hand oder eines Zeichens irren, aber das ist unerheblich, wenn das Ganze in Übereinstimmung mit sich liegt. Eine andere Lehre, die ich von der Malerei erhalten habe, ist die Erkenntnis, dass ein falscher Rahmen das Werk entwertet, wie gut es auch ausgeführt sei. Man kann manches hinzufügen oder fortlassen, aber entscheidend ist vor allem die Kraft der Bezüge zwischen den Teilen, die ihrerseits gesteigert wird durch die Begrenzung des Raumes, die die Rahmung erzwingt. Die Wirkung nimmt der Maler unmittelbar wahr, der Betrachter eher indirekt, da seine Aufmerksamkeit zuerst auf das Dargestellte gerichtet ist. Das begrenzte Bild ist eine Konstellation von Figuren, Farbzonen, Hell-Dunkel-Tönungen und Bedeutungsträgern, deren Kraft durch die Begrenzung im Raum bestimmt wird. Je nach Anlass

und Thema des Bildes entfalten sich vom Maler beabsichtigte oder unbeabsichtigte Bezüge, auch über seinen Rahmen hinaus, die vom Betrachter gemäß seinem eigenen geistigen und emotionalen Habitus wahrgenommen werden. Dies gilt nicht nur für die Malerei, die Musik, die Dichtung, die Kunst im Allgemeinen, sondern auch für die Worte, die Ideen und Theorien. Es sind alles abgegrenzte Ereignisse, die in ihrem Rahmen jeweils als Teile eines Ganzen stehen und sich in Resonanz mit dem historischen und kulturellen Kontext befinden. Jedes Werk ist gleichsam ein nostalgisches Element einer Totalität, aus der es stammt und auf die es anspielt. Darin liegt sein synthetischer Wert. Die Synthesis gleicht einer Ehrerbietung des Partiellen gegenüber der Totalität. Sie, die Totalität, ist die eigentliche Wirklichkeit, in der jedes Einzelne, sei es nah oder fern, aufgehoben und mit anderen Dingen verbunden ist. Um es genauer zu untersuchen, muss das Einzelne herausgelöst werden, wobei es Gefahr läuft, entstellt zu werden, wenn das Geflecht der Beziehungen, in denen es steht, nicht berücksichtigt wird. Der übergeordnete Rahmen aller Rahmungen wäre die Totalität, die wir jedoch nicht erfassen können, so wie eine Sardelle den Ozean, in dem sie schwimmt, nicht zu erfassen vermag.

Für den Gläubigen ist Gott ein Inhalt, für mich ist er eine Form des Denkens, eine Form der Perspektive. Gott ist die geistige Vergegenwärtigung der Totalität. So auch in der Vision Dantes:

(das ew'ge Licht ...)

Ich sah in seine Tiefe untertauchen,
was durch das ganze Weltall webt zerstreut,
verknüpft durch Liebe in ein einzig Bündel.
Die Wesenheiten, Eigenschaften, ihre Art,
verbunden miteinander auf diese Weise,
daß, was ich sage, nur ein Widerschein.
Von diesem Band glaub' ich, die Weltenform
gesehn zu haben ... (*Paradiso* XXXIII, 85–92,
übers. v. W. v. Wartburg)

Gott ist ein »Band«, eine Zusammenfassung alles Seienden, dank derer jedes einzelne Ding in Beziehung steht zu allem anderen. Dieses Band ist die letzte Rahmung: eine Konzentration in direktem Widerklang mit dem Ganzen; eine zentripetale Perspektive in einer zentrifugalen Unermesslichkeit.

Die Frage nach Gott betrifft also die umfassende Form des Wissens und des Denkens. Sie ist zu wichtig, als dass sie allein den Gläubigen überlassen werden dürfte. Der zum Atheismus oder zumindest zum Unglauben sich Bekennende spürt gegen den direkten Geltungsanspruch der Religion einen leichten Schauer des Nonkonformismus, sodass die Tatsache, dass er sich, obwohl ungläubig, der Religion und der Gottesidee zuwendet, ein Gefühl des Unzulänglichen und Unangemessenen hervorruft. So fällt es ihm schwer, die Grundstruktur des Problems der Gottesidee zu erkennen, bei dem es eben um

das Beziehungsgeflecht des Einzelnen innerhalb der Totalität geht. Die Religion hat alles getan, um dies so einzurichten, indem sie über dieses Problem die ganze Verkleidungssprache der Glaubensdogmen ausbreitete. Aber der Kaiser bleibt, selbst wenn er keine Kleider hat. Dass es in der Physik nicht gelingt, die Quantenmechanik mit Einsteins Allgemeiner Relativitätstheorie zu verbinden, ist kein theologisches Problem; aber die Struktur ist vergleichbar.

Unser Verstand ist an Umkehrungen gewöhnt: In der Wissenschaft findet wohl der, der sucht; in der Religion sucht vielleicht der, der findet. Für die Wissenschaft gilt, dass man forscht und beweist, um glauben zu können. Die Religion geht vom Glauben aus, um zu zeigen und zu beweisen. Es mögen unterschiedliche und auch gegensätzliche Verfahren sein, aber im »Finden« und Erkennenwollen hat es im Laufe der Geschichte zwischen dem Geist der Wissenschaft und jenem der Religion Wechselwirkungen gegeben. Und es gibt sie weiterhin.

Seit Kopernikus befindet sich die Religion in Europa im Konflikt mit der Wissenschaft und hat dabei oft wie eine kriminelle Vereinigung gehandelt, mit Inquisitionen, Folterungen und Scheiterhaufen, Taten, von denen sie sich nie ganz distanzierte. Aber auch jenseits der Verbrechen bleibt zwischen Wissen und Glauben, zwischen Wissenschaft und Religion ein Konflikt. Man kann ihm aus dem Weg gehen, indem man auf diplomatische Weise die Wirkungs-

kreise trennt; da ist dann der Raum Gottes einerseits, der der Wissenschaft andererseits; die Wissenschaft bemüht sich um Objektivität, die Religion kümmert sich um das Subjektive, die Hoffnungen und Ängste. Auch die Rechtsräume lassen sich gliedern gemäß dem Diktum der »freien Kirche in einem freien Staat«. Das mag als friedliche Übereinkunft gelten zwischen Gläubigen und Ungläubigen, auch im Bewusstsein der einzelnen Person. Aber selbst wenn das dazu führt, dass keine der beiden Seiten die Nase in die Angelegenheiten der anderen Seite steckt, so schafft das doch keinen Rahmen für das Problem der Gottesidee. Ähnlich problematisch ist die Gegenüberstellung einer humanistischen und einer technisch-naturwissenschaftlichen Kultur, der eher ein institutioneller als ein philosophischer Antagonismus zugrunde liegt. Die Gottesfrage ist allumfassend, weshalb sie in vielen Bereichen kontrovers diskutiert werden kann. Im Wesentlichen ist sie die Frage danach, welchen Begriff wir uns vom Universum, von der Natur, von der Geschichte, vom umgreifenden Sinn des Ganzen und seinen Grenzen und schließlich auch von uns selbst machen. Die Gottesfrage impliziert Totalität und bildet zugleich deren Rahmen, und dieser bleibt uns unzugänglich. Es kann nur Näherungsversuche geben. Auf der Suche nach Fassbarem werde ich über das, was ich selbst beherrsche, hinausgehen. Ich werde mich nicht begrenzen auf das, was ich weiß, sondern werde auf

Aussagen von Physikern, Anthropologen, Psychoanalytikern, Philosophen, Schriftstellern und auch von Theologen zurückgreifen, um methodisch einen möglichst angemessenen Rahmen abzustecken. Es ist besser, sich hier und dort das Missverständnis fremden Wissens einzuhandeln, als einen Fehler in der Methode zu begehen. Dieser bestünde darin, den Horizont auf mein Nichtwissen einzugrenzen, anstatt ihn dem weiten Raum zu öffnen, den die Auseinandersetzung mit der Gottesidee fordert. Ob man gläubig oder ungläubig ist, spielt dabei keine Rolle.

Freilich ist das Unwissen das eigentliche Terrain der Gottesidee. Gott ist die Hypostase des Wesentlichen, das wir nicht wissen und nicht wissen werden. Von Gott hat man immer schon gesprochen, ohne irgendetwas zu wissen oder folgern zu können.

Er hat das *olam* ins menschliche Herz gelegt (*olam* ist die Welt, aber auch das Geheimnis, *'alem*, und das Ewige, *le'olam*), ohne es zu befähigen, von Anfang bis Ende sein Werk zu begreifen (Koh 3,11).

Gott bedeutet eine *Frage*, und dies auch dann, wenn man eigentlich eine *Antwort* wünscht. Er ist ein Fluchtpunkt im Unendlichen und nicht Anfang und Ende, Alpha und Omega. Er könnte das Auge des Zyklons sein, ein Wirbel von Stimmen und Schreien, von Flehen und Fluchen, Blut und Tränen, Festen und Massakern. Wenn nicht Gott, so hat doch die Idee von Gott Gedanken und Vorstellungen durchwirkt. Die Religion antwortet auf die tiefsten menschlichen

Triebe: Angst und Verlangen. Sie verleiht der Todesangst und der Lebenshoffnung die Gestalt der Kultur. Angetrieben von solch elementaren Beweggründen, vermag sie Botschaften höchster Intensität im Guten wie im Bösen zu senden. Alle Religionen haben Krieg und Frieden, Liebe und Hass, Klugheit und Dummheit gefördert. Und je mehr die Gottesidee auf Inhalte fixiert ist, desto stärker wirken die Gegensätze. Ist Gott Liebe, so werden jene umso mehr gehasst, deren Liebe nicht die unsere ist; ist er Gerechtigkeit, so geht der Hass gegen jene, die einer anderen Gerechtigkeit folgen; ist er Gnade, so trifft der Hass jene, denen tugendhaftes Handeln allein schon genügt.

Das Nichts

In Eugenio Montales *Ossi di seppia* gibt es folgendes Gedicht, das mich zurück in die Kindheit trägt:

Vielleicht eines Morgens, wandelnd in
gläserner, trockener
Luft, werde ich, mich wendend, das Wunder,
sich vollendend, sehen:
das Nichts in meinem Rücken, die Leere hinter
mir, im Schrecken der Trunkenheit.

Danach, wie auf eine Leinwand hingestreut,
lagern sich
Bäume, Häuser, Hügel in gewohnter Täuschung.
Aber es wird zu spät sein, und still werde ich
fortgehen
zwischen den Menschen, die sich nicht umdrehen,
mit meinem Geheimnis.

Ich erkenne hier einen Eindruck aus meiner Kindheit, der vielleicht nicht nur in meine, sondern in aller Kindheit gehört. Es ist die Vermutung einer Verschwörung, keiner feindlichen, aber einer willkürlichen, gemeinsam angezettelt von einer Instanz, die mir

fremd war: die Erwachsenen. Von ihnen wurde ich angeleitet, eine unbestimmte und vage Welt zu verlassen, in der allein mein Körper Erfahrung, Empfindung und Schwere gewährte, und einzutreten in eine Welt der Unterscheidungen. Sie lehrten mich, Dinge und Taten zu benennen und zu gliedern. Eine Welt der Bestimmtheit. Eine Vorstellung getrennter Entitäten, eine Konstruktion, die durch Nachahmung mir anzuverwandeln nützlich und für das Zusammenleben erforderlich war. Zustimmung und Zugehörigkeit wurden so möglich. Die stereotypen Darstellungen der menschlichen Gestalt, der Gesichter, der Bäume, Häuser, Himmel und Erde in Bildern aus Kindeshand zeigen einen in einer fremden Welt Gestrandeten, der sich beeilt, sich den bestehenden Konventionen anzupassen. So vollzieht jede Kindheit unmittelbar den Übergang von Natur zu Kultur, vom Lächeln und Weinen und vorsprachlichem Lallen zu Wort und Sprache. Aber in diesem Übergang mag doch die Spur einer Konvention, eines Kunstgriffs, eine »gewohnte Täuschung« erspürt werden. Wenn wir die Dinge dann gemäß der Gewohnheit einzeln benennen und wahrnehmen, warum sollten sie tatsächlich so sein? Und warum konstruieren die Worte Zusammenhänge, die doch ganz andere sein könnten? Und in welchem Maße ist die ganze Existenz der Welt bloß eine Gewohnheit, auf die wir uns eingelassen haben?

Kunst und Musik erschaffen in den von ihnen erfundenen Gesten, Bildern und Klängen andere Zu-

sammenhänge, die Dichtung variiert Sinn und Satzbau der Wörter, die Wissenschaft entdeckt im molekularen und atomaren Bereich andere Trennungen und Verbindungen, als wir sie in unserer sinnlich wahrgenommenen Welt erfahren und benennen können. So liegt alles in der Luft, und alles erwartet eine endgültige Enthüllung. Vielleicht eine Enthüllung des »Nichts in unserem Rücken« in Bezug auf die reinste Objektivität. Eine unerwartete Offenbarung, die jede menschliche Ordnung, Konvention oder Überzeugung, jede Sprache, jeden Sinn übersteigt.

So schreibt Pascal:

Betrachte ich die kurze Dauer meines Lebens, eingehüllt in eine Ewigkeit, die ihr vorausgeht und die ihm folgt, den winzigen Raum, den ich sehe und einnehme, im Abgrund einer unermesslichen Unendlichkeit, die ich nicht kenne und die nichts von mir weiß, so schaudert mich, und ich frage mich, warum ich hier und nicht dort bin, wo es doch keinen Grund gibt, dass es so sei, jetzt statt früher. Wer hat mich hierhin gesetzt? Nach wessen Befehl und Willen sind gerade dieser Ort und diese Zeit mir bestimmt worden? (*Pensées*, B 434)

Verlässt man den schützenden Raum der Konvention und bequemen Gewohnheit, so stellt sich Verwunderung ein, Staunen über Größe und Verschiedenheit all dessen, was existiert oder von dem wir glauben,